

19]

## Albertine.

Roman von Christian Krohg.

(Schluß.)

Sie nahm langsam und widerwillig den Deckel von der Maschine, zog die Schublade heraus, nahm die Delfanne und fing an, damit hier und da Del in die Maschine zu tropfen.

Sie stellte die Delfanne hin und suchte nach ein paar Spulen in der Schublade, aber sie ließ sie liegen, und lehnte sich in den Stuhl zurück und sah gerade vor sich hin.

Der Regen fing an, ein wenig dichter zu werden, ein richtiger Platzregen.

Es goß, und es war wirklich nicht leicht, durch die Fensterscheiben zu sehen: aber war da nicht einer, der quer über die Straße kam und nach der Nummer sah? „Herr Du meines Lebens!“

Er ging hinein, er hatte doch wohl keinen roten Schnurrbart?

Er ging vorüber, durch den Torweg auf den Hof.

„Ach, die Polizei, nichts weiter; in alten Zeiten, da hatt' ich Angst vor der Polizei.“

Sie fuhr in die Höhe, zwei harte Schläge pochten an die Tür, sie tat sich auf — der Schutzmänn!

„So, sind Sie da? Sie suche ich,“ sagte er.

„Mich? Was wollen Sie von mir?“

Sie hielt die Zigarette in der hohlen Hand, damit er sie nicht sehen sollte.

„Ich erkundigte mich erst auf dem Hofe nach Ihnen und glaubte, Sie wohnen da,“ sagte er noch so freundlich.

„Nach mir? Aber was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie.

„Vorladung!“

„Vorladung? Für mich? Das muß ein Irrtum sein!“

Sie war leichenblaß, die Augenbrauen hatte sie im Born gerunzelt.

„Ach nein, ich irre mich nicht — Albertine Kristiansen. Bitte schön, morgen früh um zehn!“

Er reichte ihr einen blauen Zettel.

Sie nahm ihn mit der linken Hand, in der rechten hielt sie die Zigarette, die anfang, sie zu verbrennen.

Er ging, alle Kindergesichter erschienen in der Türöffnung. Dann waren sie weg.

Sie zog die Tür heran und verschloß sie, ließ die erloschene Zigarette an die Erde fallen und las unter dem Polizeisiegel:

„Polizeiamt Christiania;

Sie werden hierdurch von dem Polizeiamt der Stadt Christiania geladen, sich am Mittwoch, den 31. August, um zehn Uhr vormittags auf der Hauptstation in der Müllerstraße bei dem Polizeinspektor einzufinden.

Gez. Winther.

NB. Diese Vorladung ist mitzubringen.

Auf der Polizeistation.

Es war am nächsten Morgen, die Uhr bei Olsens hatte neun geschlagen.

Albertine stand da und flocht ihr Haar. Wenn sie an die Polizeistation kam, wollte sie die Haupttreppe hinaufgehen, nicht durch die Glastür.

Sollte sie es der Alten sagen und sie bereden, mitzugehen? Nein. Sie kam wohl mit einer Verwarnung davon, und dann war es ja einerlei. Sie hatte gesagt, der Schutzmänn habe sich nach Zoffas Adresse erkundigt, denn Olsens hatten natürlich der Alten sofort erzählt, daß er da gewesen war. Ob die Alte das glaubte, mußte sie ja nicht, aber sie hatte gar keine Lust, darüber zu reden.

In der Rakkestraße standen mehrere Frauen und Mädchen in einem Torweg und lachten und schwätzten.

„Guten Tag, Albertine!“ riefen sie ihr zu. Sie nickte zurück und eilte in die Brüdenstraße.

Die Straßenbahnen gingen wie sonst, gelb und rasselnd, und glänzten und spiegelten sich da unten in der Sonne.

— — — Sie war an die Straßenecke gekommen, die Uhr an der Erlöserkirche zeigte zehn Minuten vor zehn. Sollte sie durch die Youngstraße gehen? Nein, dann kam sie gerade an die Glastür, und — nein, sie wollte lieber durch die Plönerstraße gehen.

Endlich war sie auf den Youngmarkt gekommen, dort herrschte lebhafter Verkehr, und sie sah den großen Bogen über der Treppe da oben, die sie hinaufgehen mußte.

Es fehlten nur noch fünf Minuten; ihr schauderte, und sie ging den Hügel hinan.

Niemand sah sie an, mutig ging sie quer über die Straße, blieb unten an der Treppe stehen, als besinne sie sich, oder als warte sie auf jemand, dann wandte sie sich um und schritt flott die breiten Granitstufen unter der Bogentwölbung hinan.

„Ich wünsche mit Polizeinspektor Winther zu reden,“ sagte sie zu dem Schutzmänn an der Tür.

Es war, als wenn die große Vorhalle mit dem schwarzen, steinernen Fußboden und dem feuchten, kalten Geruch sich ihr bedrückend auf die Brust legten. Durch eine halbgeöffnete Tür sah sie einige Polizeisergeanten, mit breiten, goldenen Schnüren an der Uniform, sitzen, und lachen und plaudern und rauchen.

„Gefälligst da!“ sagte der Schutzmänn und zeigte auf einen langen, dunklen Gang.

— — — Endlich wurde sie vorgelassen. Sie sah seinen schwarzen, kurzgeschorenen Kopf hinter einer gefängnisgelben Schranke über ein Protokoll gebeugt.

„Albertine Kristiansen!“ meldete der Schutzmänn und ging.

Winther sah sie flüchtig von der Seite an, erhob sich und ging auf und nieder, die Hände in der Tasche.

„Albertine Kristiansen,“ sagte er, „wobon leben Sie eigentlich? Wohnen Sie bei Ihren Eltern, wie? Ja, es ist nach allem, was ich höre, wohl nur so hin und wieder, daß Sie — — Sie, Albertine, Sie sind auf einer gefährlichen Bahn. Es liegen mehrere Meldungen vor, ich sage nicht, von wem sie sind. Sie stammen von Ihren Freundinnen, sie haben schlechte Freundinnen, Albertine. . . Ein junger Sohn des Hauses ist mehrere Nächte weg gewesen, und er ist mit Ihnen zusammen gewesen, es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als Sie vom Arzt untersuchen zu lassen. — Nun, warum antworten Sie denn nicht? Man pflegt doch auf alle Fälle zu bitten, daß man verschont wird und Besserung zu geloben, in dem Falle könnte ich die Sache ja in Erwägung ziehen. Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf einem sehr gefährlichen Wege. Warum antworten Sie nicht?“

— Sie lachen? — Sie werden bald was zu lachen bekommen.

— Ich denke, es wird das beste sein, wenn Sie zu dem Arzt hineinkommen. Wie denken Sie darüber?“

Sie war bleich und lachte. Sie hörte wohl, daß er vom Arzt redete, aber — wollte er so tun, als habe er sie noch nie gesehen — er?

Sie biß sich auf die Lippe.

„Ich hatte mir gedacht, ich wollte Sie durch diese Tür lassen,“ er zeigte auf eine Tür zur Linken. „Dann hätte Sie niemand gesehen.“

Sie lachte laut.

„Seit wann sieken wir uns, Emil?“

„Frederiksen!“

Der Schutzmänn kam herein.

„Führen Sie sie zum Arzt!“

Albertine lachte.

„Du, Emil, Du hast ein Nachthemd und ein Paar Pantoffeln bei mir vergessen, willst Du nicht kommen und Dir Deine Sachen abholen?“

„Nehmen Sie sich in acht, Sie!“ sagte er kalt. „Wenn Sie noch lange fortfahren, auf die Weise zu reden, so ergeht es Ihnen noch schlimmer.“

„Vandarbetshaus, vielleicht?“ sagte sie und lachte.

Winther winkte dem Schutzmänn, er packte sie fest beim Arm und führte sie hinaus.

Da auf einmal verstand sie es erst.

„Der Doktor! Nein, nein, nein!“ flüsterte sie dem Schutzmänn zu, „ich will nicht, ich will nicht, lassen Sie mich gehen, ich will auch anständig sein, ich will nie mehr ausgehen, ach, lassen Sie mich gehen. Lassen Sie mich, bitte, noch einmal mit dem Polizeinspektor reden!“

„Kommen Sie!“ sagte er.

Es duftete stark nach Moschus in dem Raum, in den er sie führte, es rauschte von Seide und von gesteihten Unter-

röden. Links war eine Tür, durch die Eine mit einem

mächtigen Gut kam, sie knöpfte ihre Handschuhe zu, sah sie an, musterte sie vom Scheitel bis zur Sohle und lächelte bekannt. — Huh! Und sie zog sich zurück von allen diesen geschminkten Augen und klammerte sich an den Schuhmann an.

„Kommen Sie jetzt!“ wiederholte er.

Sie sahen sie alle an und lächelten.

Der Schuhmann öffnete die Tür, und glücklich, nicht länger von allen diesen frechen, geschminkten Dirnen angeglockt zu werden, eilte sie über die Schwelle und machte ein paar hastige Schritte hinein in das giftgrüne Zimmer mit der gefängnisgelben Holzpaneelung und den gefängnisgelben hölzernen Möbeln auf dem grauen Fußboden.

Aber plötzlich blieb sie stehen. — Der Atem blieb ihr weg, während die Knie gegeneinander schlotterten.

Da, ihr gerade gegenüber, auf der anderen Seite des großen, gefängnisgelben Tisches mitten im Zimmer, da stand er ja, der Stuhl, der schreckliche Stuhl, ihr beständiger Schrecken, ihre unablässige Angst, den sie aber da draußen unter den frechen Blicken der öffentlichen Frauenzimmer eine Weile vergessen hatte. Da stand er, hoch und ekelhaft, sicher einen Meter höher als der Tisch, mit einem halbbrunden Einschnitt in dem braunabgeschliffenen, lederbezogenen Sitz und einer niedrigen, schrägen Rücklehne, da stand er und fehrte ihr sein unheimliches Profil zu, und vor der kleinen Treppe, die zum Sitz hinaufführte, stand ein junger Herr, den sie oft bei der Musik auf dem Carl Johann gesehen hatte — mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbart und dunklen Augen und rüdte an seinen Kneifer, während er auf sie wartete.

Sie nahm die Hand vor den Augen fort, erhob sich ein wenig verwirrt und stieg hinab. Und jetzt, wo sie nicht mehr nachend war, jetzt fehrte die Scham zurück, und sie wurde blutrot. Aber keiner von ihnen beachtete das auch nur. Der Doktor dahinten am Tisch sah nicht auf, er blätterte nur in dem Protokoll, und der Assistent sagte nur: „Bitte schön, jetzt ist da nichts weiter,“ in dem gleichgültigsten Ton von der Welt und folgte ihn an die Tür und rief: „Die nächste!“ sobald sie die Schwelle überschritten hatte.

Und ehe sie da hinausgelangte, hatte sie schon ihre bleiche, feine Olivenfarbe wieder, und unbefangen, als wenn nichts passiert sei, musterte sie nun, als sie durch das Zimmer ging, diese öffentlichen Frauenzimmer, die sie so geniert hatten, als sie hineinging, sie selbst, ihre Gesichter, ihre Kleider, ihre Hüte.

„Sie ist wohl davon abgekommen,“ sagte eine von ihnen ganz verwundert.

„Ja, das ist sie wohl,“ meinten ein paar andere.

Das Ende.

Um Mitternacht, in kaltem, sternklarem Wetter und hellem Mondschein auf den schneebedeckten Straßen wanderten Helgesen und Smith und ein paar andere junge Herren, die vom Ball kamen, die Hügelftraße von der Westseite hinauf.

Sie wollten nur noch ein wenig bummeln, ehe sie nach Hause gingen.

Oben auf dem Gipfel des Hügels blieben sie stehen. Drüben an der Ecke der Winkelgasse, oben auf einer kleinen, steinernen Treppe stand eine Tür weit offen, und mitten in dem Lampenlicht, das auf die Straße hinausströmte und den Schatten längs der Hauswände mitten durchschnitt, um dann in dem grellen Mondschein da draußen zu verschwinden, stand ein großes Mädchen und rief sie an. Starke Hüften unter einem kurzen roten, wollenen Unterröck mit weißen Strümpfen darunter, ein üppiger Busen unter der rosa Nachjacke und dickes, schwarzes Haar, das unordentlich über Hals und Schultern herabhing.

„Kommt zu mir herein!“ rief sie mit lauter Stimme.

Kommt zu mir herein, einer nach dem anderen — alle zusammen! Ihr sollt es auch gratis haben! So kommt doch — — —!

Die Mädchen aus den umliegenden Häusern kamen auf die Straße hinaus und lachten über sie.

„Bist Du denn ganz verrückt geworden, Albertine,“ sagte eine von ihnen, „oder was ist nur in Dich gefahren?“

„Tod und Teufel!“ flüsterte Helgesen den anderen zu, „das ist ja Albertine! — Nein, das ist denn doch zu ekelhaft. Kommt! Gehen wir fort von hier!“

„Ach, ich bin guter Laune, das kannst Du doch wohl merken,“ entgegnete Albertine und wandte sich den jungen Herren zu.

„Kommt nur zu mir ein, Zungens!“ rief sie wieder, — „Alle zusammen! Es soll Euch nichts kosten!“

Aber keiner von ihnen hatte recht Lust. Sie sah brillant

aus, wie sie da oben auf der Treppe stand, mitten in der Türöffnung, im Lampenlicht, das durch die geöffnete Tür herausströmte; aber keiner von ihnen hatte Lust zu ihr — sie gingen weiter.

Und wie sie so auf dem Schnee den steilen Hügel hinabschritten, hörten sie sie sich den anderen Mädchen gegenüber beklagen.

„Ach ja, ach ja — sollt ich denn ein öffentliches Mädchen sein und trotzdem nicht — —? Herr Femine! Herr Femine!“

Dann waren sie um die Ecke der Mittelgasse gebogen und konnten nichts mehr hören.

## 11) Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

(Schluß.)

Das Balken- und Sparrenwerk des neuen Daches kachte, als ob es aus den Fugen solle, aber er hörte es nicht; seine Gedanken fuhren draußen mit dem Sturm. „Südsüdwest!“ murmelte er vor sich hin, während er den Uhrschlüssel in die Tasche steckte und die Uhr unaufgezogen über seinem Bette an den Haken hing. — Wer jetzt auf See war, hatte keine Zeit zum Schlafen, aber er war ja seit lange nicht mehr auf See; er wollte schlafen, wie er es bei manchem Sturm hier schon getan hatte; die Stürme kamen ja allemal im Aequinoxtium, er hatte sie so mandesmal gehört.

Aber es mußte heute noch etwas anderes dabei sein; Stunden waren schon vergangen, und noch immer lag er wach in seinen Kissen. Ihm war, als könne er hunderte von Meilen weit hinaus-horchen nach einem klippenvollen Küstenwasser des mittelländischen Meeres, das er in seiner Jugend als Matrose einst befahren hatte; und als endlich ihm die Augen zugefallen waren, riß er gleich darauf mit Gewalt sich wieder empor, denn ganz deutlich hatte er ein Schiff gesehen, ein Bollschiff mit gebrochenen Masten, das von turmhoften Wellen auf und ab geschleudert wurde. Er suchte sich böllig zu ermuntern, aber wieder drückte es ihm die Augen zu, und wiederum erkannte er das Schiff; deutlich sah er zwischen Bugspriet und Vordersteven die Gallion, eine weiße mächtige Fortuna, bald in der schäumenden Flut versinken, bald wieder stolz empor-tauchen, als ob sie Schiff und Mannschaft über Wasser halten wolle. Dann plötzlich hörte er einen Krach; er fuhr jäh empor und fand sich aufrecht in seinem Bette sitzend.

Alles um ihn her war still, er hörte nichts; er wollte sich bestennen, ob es nicht eben vorher noch laut gestürmt habe, da überfiel es ihn, als sei er nicht allein in seiner Kammer; er stützte beide Hände auf die Bettkanten und riß weit die Augen auf. Und — da war es; dort in der Ecke stand sein Heinz; das Gesicht sah er nicht, denn der Kopf war gesenkt, und die Haare, die von Wasser triefen, hingen über die Stirn herab, aber er erkannte ihn dennoch; woran, das wußte er nicht, und er fragte sich auch nicht. Auch von den Kleidern und von den herabhängenden Armen troff das Wasser; es floß immer mehr herab und bildete einen breiten Strom nach seinem Bette zu.

Hans Kirch wollte rufen, aber er sah wie gelähmt mit seinen aufgestemmt Armen; endlich brach ein lauter Schrei aus seiner Brust, und gleich darauf auch hörte er es über sich in der Schlafkammer der jungen Leute poltern, und auch den Sturm hörte er wieder, wie er grimmig an den Pfosten seines Hauses rüttelte.

Als bald danach sein Schwiegerjohn mit Licht hereintrat, fand dieser ihn in seinen Kissen zusammengesunken. „Wir hörten Euch schreien,“ fragte er, „was ist Euch, Vater?“

Der Alte sah starr nach jener Ecke. „Er ist tot,“ jagte er, „weit von hier.“

„Wer ist tot, Vater? Wen meint Ihr? Meint Ihr Guern Heinz?“

Der Alte nickte. „Das Wasser,“ sagte er, „geh da fort, du stehst ja mitten in dem Wasser!“

Der Jüngere fuhr mit dem Lichte gegen den Fußboden: „Hier ist kein Wasser, Vater; Ihr habt nur schwer geträumt.“

„Du bist kein Seemann, Christian; was weißt Du davon!“

sagte der Alte heftig: „Aber ich weiß es; so kommen unsere Toten.“

„Soll ich Euch Lina schiden, Vater?“ fragte Christian Matens wieder.

„Nein, nein, sie soll bei ihrem Kinde bleiben; geh nur, laß mich allein!“

Der Schwiegerjohn war mit dem Lichte fortgegangen, und Hans Kirch sah im Dunkel wieder aufrecht in seinem Bette; er streckte zitternd die Arme nach jener Ecke, wo eben noch sein Heinz gestanden hatte; er wollte ihn noch einmal sehen, aber er sah vergebens in undurchdringliche Finsternis. — — —

Es ging schon in den Vormittag, als Frau Vina, da sie unten in die Stube trat, das Frühstück ihres Vaters unberührt fand; als sie dann in die Schlafkammer ging, lag er noch in seinem Bette; er konnte nicht aufstehen, denn ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, freilich an der einen Seite und ohne ihn am Sprechen zu hindern. Er verlangte nach seinem alten Arzte, und die Tochter lief nach dem Hause des Justizrats und stand bald wieder zugleich mit diesem an des Vaters Lager.

Es war nicht gar so schlimm, es würde wohl so vorübergehen, lautete dessen Ausspruch. Aber Hans Kirch hörte kaum darauf; mehr als bei seiner Krankheit waren seine Gedanken bei den Vorgängen der verfloffenen Nacht: Heinz hatte sich gemeldet, Heinz war tot; und der Tote hatte alle Rechte, die er noch eben dem Lebenden nicht mehr hatte zugesprochen wollen. Als Frau Lina es ihm ausreden wollte, berief er sich eifrig auf den Justizrat, der ja seit Jahr und Tag in manches Seemannshaus gekommen sei.

Der Justizrat suchte zu beschwichtigen: „Freilich,“ fügte er hinzu, „wir Aerzte kennen Zustände, wo die Träume selbst am hellen Werktag das Gehirn verlassen, und dem Menschen leibhaftig in die Augen schauen.“

Hans Kirch warf verdrießlich seinen Kopf herum. „Das ist mir zu gelehrt, Doktor; wie war's denn damals mit dem Sohn des alten Niderts?“

Der Arzt sagte den Puls des Kranken. „Es trifft, es trifft auch nicht,“ sagte er bedächtig; „das war der ältere Sohn; der jüngere, der sich auch gemeldet haben sollte, fährt noch heute seines Vaters Schiff.“

Hans Kirch schwieg; er wußte es doch besser als alle andern, was weit von hier in dieser Nacht geschehen war.

Wie der Arzt es vorher gesagt hatte, so geschah es. Nach einigen Wochen konnte der Kranke das Bett und allmählich auch das Zimmer, ja sogar das Haus verlassen, nur bedurfte er dann, gleich seiner Schwester, eines Krüdstodes, den er bisher verschmäht hatte. Von seinem früheren Jähzorn sahen meist nur eine Weinerlich Ungeduld zurückgeblieben; wenn es ihn aber einmal wie vordem überkam, dann brach er hinterher erschöpft zusammen.

Als es Sommer wurde, verlangte er aus der Stadt hinaus, und Frau Lina begleitete ihn mehrmals auf dem hohen Uferwege um die Bucht, von wo er nicht nur die Inseln, sondern ostwärts auch auf das freie Wasser sehen konnte. Da das Ufer an mehreren Stellen tief und steil gegen den Strand hinabfällt, so wagte man ihn hier nicht allein zu lassen und gab ihm zu anderen Malen, wenn die Tochter keine Zeit hatte, einen der Arbeiter oder sonst eine sichere Person zur Seite.

Auf den Sommer war der Herbst gefolgt, und es war um die Zeit, da Heinzens kurze Einkehr in das Elternhaus zum zweitenmal sich jährte. Hans Kirch saß auf einem sandigen Vorsprunge des steilen Ufers und ließ die Nachmittagssonne seinen weißen Kopf bescheinen, während er die Hände vor sich auf seinen Stod gefaltet hielt, und seine Augen über die glatte See hinausstarrten. Neben ihm stand ein Weib, anscheinend in gleicher Teilnahmlosigkeit, die den Hut des alten Mannes in der herabhängenden Hand hielt. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen; aber nur ein schärferes Auge hätte in diesem Antlitz die Spuren einer früh zerstörten Anmut finden können. Sie schien nichts davon zu hören, was der alte Schiffer, ohne sich zu rühren, vor sich hin sprach; es war auch nur ein Klüßern, als ob er es nur den leeren Lüften anvertraue; allmählich aber wurde es lauter: „Heinz, Heinz!“ rief er. „Wo ist Heinz Kirch geblieben?“ Dann wieder bewegte er langsam seinen Kopf: „Es ist auch einerlei, denn es kennt ihn keiner mehr.“

Da seufzte das Weib an seiner Seite, daß er sich wandte und zu ihr auf sah. Als sie das blasse Gesicht zu ihm niederbeugte, suchte er ihre Hand zu fassen: „Nein, nein, Weib; Du — Du kanntest ihn; dafür — und er nicht vertraulich zu ihr auf — „bleibst Du auch bei mir, so lang ich lebe; und auch nachher — ich habe in meinem Testament das festgemacht; es ist nur gut, daß Dein Augenichts von Mann sich tot getrunken.“

Als sie nicht antwortete, wandte er seinen Kopf wieder ab, und seine Augen folgten einer Nidwe, die vom Strande über das Wasser hinausflog. „Und dort,“ begann er wieder, und seine Stimme klang jetzt ganz munter, während er mit seinem Krüdstod nach dem Warden zeigte, „da hat er damals Dich herumgesehen? Und dann schalten sie vom Schiff herüber?“ — Und als sie schweigend zu ihm hinabnickte, lachte er leise vor sich hin. Aber bald verfiel er wieder in sein Selbstgespräch, während seine Augen vor ihm in die große Leere starrten. „Nur in der Ewigkeit, Heinz! Nur in der Ewigkeit!“ rief er, in plötzliches Weinen ausbrechend und streckte zitternd beide Arme nach dem Himmel.

Aber seine laut gesprochenen Worte erhielten diesmal eine Antwort. „Was haben wir Menschen mit der Ewigkeit zu schaffen?“ sprach eine heisere Stimme neben ihm. Es war ein herabgekommener Tischler, den sie in der Stadt den „Sozialdemokraten“ nannten; er glaubte ein Loch in seinem Christenglauben entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Menschen gegen andere damit zu trohen.

Mit einer raschen Bewegung, die weit über die Kraft des gebrochenen Mannes hinauszugehen schien, hatte Hans Kirch sich zu dem Sprechenden gewandt, der mit verschränkten Armen stehen blieb. „Du kennst mich wohl nicht, Jürgen Hans?“ rief er, während der ganze arme Leib ihm zitterte. „Ich bin Hans Kirch, der seinen Sohn verstoßen hat; zweimal! Hörst Du es, Jürgen Hans? Zweimal hab ich meinen Heinz verstoßen; und darum habe ich mit der Ewigkeit zu schaffen!“

Der andere war dicht an ihn herangetreten. „Das tut mir leid, Herr Kirch,“ sagte er und wog ihm trocken jedes seiner Worte zu; „die Ewigkeit ist in den Köpfen alter Weiber!“

Ein fieberhafter Blitz fuhr aus den Augen des greisen

Mannes. „Hund!“ särie er, und ein Schlag des Krüdstods pfiß jäh am Kopf des anderen vorüber.

Der Tischler sprang zur Seite, dann stieß er ein höhnisches Gelächter aus und schlenderte den Weg zur Stadt hinab.

Aber die Kraft des alten Mannes war erschöpft; der Stod entfiel seiner Hand und rollte vor ihm den Gang hinunter, und er wäre selber nachgestürzt, wenn nicht das Weib sich rasch gebückt und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte.

Neben ihm knieend, sanft und unbeweglich, hielt sie das weiße Haupt an ihrer Brust gebettet, denn Hans Kirch war eingeschlafen. — Das Abendrot legte sich über das Meer; ein leichter Wind hatte sich erhoben, und drunten rauschten die Wellen lauter an den Strand. Noch immer beharrte sie in ihrer unbequemen Stellung; als schon die Sterne schienen, schlug er die Augen zu ihr auf. „Er ist tot,“ sagte er; „ich weiß es jetzt gewiß; aber — in der Ewigkeit, da will ich meinen Heinz schon wiedererkennen.“

„Ja,“ sagte sie leise; „in der Ewigkeit.“

Vorsichtig von ihr gestützt erhob er sich, und als sie seinen Arm um ihren Hals und ihren Arm ihm um die Hüfte gelegt hatte, gingen sie langsam nach der Stadt zurück. Je weiter sie kamen, desto schwerer wurde ihre Last; mitunter mußten sie stille stehen, dann blidte Hans Kirch nach den Sternen, die ihm einst so manche Herbstnacht an Bord seiner flinken Yacht geschienen hatten, und sagte: „Es geht schon wieder“, und sie gingen langsam weiter. Aber nicht nur von den Sternen, auch aus den blauen Augen des armen Weibes leuchtete ein milder Strahl; nicht jener mehr, der einst in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre junge Brust gerissen hatte; aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Trost des Lebens in sich schließt.

Noch während der nächsten Jahre, weist an stillen Nachmittagen, und wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, konnte man Hans Kirch mit seiner steten Begleiterin auf dem Uferwege sehen; zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums war er selbst beim Nordoststurm nicht dabei um zu halten. Dann hat man ihn auf dem Friedhof seiner Vaterstadt zur Seite seiner stillen Frau begraben.

Das von ihm begründete Geschäft liegt in den besten Händen; man spricht schon von dem „reichen“ Christian Martens, und Hans Adams Tochtermanne wird der Stadtrat nicht entgehen; auch ein Erbe ist längst geboren und läuft schon mit dem Ranzen in die Rektoratschule; — wo aber ist Heinz Kirch geblieben?

## Die Täuschung der Neujahrstunde.

Eine Silvesterbetrachtung von S. Falkensfeld.

Immer häufiger richten sich fragende Blicke auf die Uhr — man nicht sich verständnisvoll zu — noch fünf Minuten — jetzt noch eine, und nun glaubt man den hörbaren Ruck zu verspüren, mit dem das alte Jahr ins neue hinübergleitet. Im brausenden Profit wird das neue Datum des Weltkalenders geboren — was ist mit ihm erreicht? Was ist geschehen im Augenblick, da die sechzigste Sekunde der letzten Minute des in so vieler Hinsicht unerfreulichen Jahres 1912 verging? Gibt irgendwas in Natur und Weltall das Recht, die nächste Sekunde herauszuheben aus dem Meer von ihresgleichen?

Nein, Silvester und Neujahr sind Gebilde der reinen Willkür, Produkte bloßen Uebereinkommens der Menschen, entstanden aus dem Zwang, mit irgendeinem gewählten Winternachtsdatum die Zahlenreihe der Tage zu schließen. Und darum wird Silvester nicht bei allen Völkern gleichzeitig, darum wurde es bei uns nicht zu allen Zeiten am selben Tage gefeiert.

Wer um die Erde reist, hat Gelegenheit, fast an jedem Monatsersten in irgendeinem Kulturkreis ein Neujahrstfest zu erleben. Bei den Kopten in Afrika am 1. August, bei den Maroniten im Libanon am 1. September, in welchem Monat auch das jüdische Neujahrstfest fällt, bei den Nestorianern am 1. Oktober, in China zwischen dem 20. Januar und 18. Februar, am Tage nach dem Neumond in dieser Krist; sogar in Europa im griechisch-russischen Kulturkreis 13 Tage nach unserem Neujahrstfest.

Und auch bei uns welch seltsame Verwirrung des Neujahrstdatums! In England feierte man bis zum Jahre 1752 Neujahr am 26. März, in Frankreich etwa bis zur Hälfte des 16. Jahrhunderts am Ostersonntag und im deutschen Land, wenigstens nach den Urkunden der Kaiser bis um dieselbe Zeit am 25. Dezember.

Erst dann wurde die römische Sitte üblich, mit der kurzen Ausnahme der ersten französischen Republik, die ihr erstes Neujahr am 21. September 1792 feierte. Der 1. Januar galt seitdem in ganz Mitteleuropa als Neujahrstag, obzwar gerade er im natürlichen Leben des Jahres viel weniger Bedeutung hat als etwa der 21. Dezember oder der 21. März als die Tage der Wintersonnenwende und der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche, zwei Daten, mit denen wichtige Veränderungen im Leben der Erde anheben.

Und sogar die Winternachtsstunde des 31. Dezember ist nicht im Einklang mit der Naturgeschichte; auch der 1. Januar entspricht nicht der Jahreswiederkehr seines Vorgängers, mag unsere Uhr noch so sekundengenau und verlässlich ihren Schlag anheben. Es ist weniger Zeit als ein Jahr verfloßen, wenn wir die Gläser heben im Gedenken an das vergangene Jahr, und so eigen ist der Mensch in diese Welt gestellt, daß er

gezwungen ist, die Zeit zu fälschen, seine Uhren zu verrücken und sich bewußt über die Sekunde zu täuschen, nur damit er die Fiktion einer gleich und ewig abrollenden Zeit aufrechterhalten kann.

Wer das nicht glaubt, erinnere sich nur an das Schaltjahr. Was bedeutet diese Korrektur, dieses Einschleichen eines ganzen Tages alle vier Jahre anderes, als daß unsere Zeitrechnung falsch ist und deswegen von Zeit zu Zeit berichtigt werden muß, damit nicht zu lächerliche Irrtümer zwischen der Jahreszeit und dem Kalender klfaffen. Ein Jahr, oder astronomisch gesprochen, die Dauer eines Erdumlaufes um die Sonne ist 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden lang. Unsere „Silvesterfreude“ wäre also jedes Jahr erst um fast sechs Stunden später berechtigt als im vorigen Jahr, um 6 Uhr morgens oder am Mittag des ersten Januar, einen Tag, eine Woche später. Ganz korrekt gedacht: im Rollen der Jahrtausende gibt es unter allen 365 Tagen keinen, der nicht irgendwann einmal der astronomische Neujahrstag mit demselben Rechte ist, mit dem wir den 1. Januar feiern zu können glauben.

Und dennoch zeigen unsere ganzjährig gehenden astronomischen Uhren uns nichts von diesem Irrtum. Genau um Mitternacht des 31. Dezember zeigen sie auch Mitternacht! Wie geht das zu? Einfach so, daß wir ihren Gang fälschen. Wir wissen sehr gut, daß der Sternentag kürzer ist als ein Sonnentag, teilen aber unser Leben dennoch nicht nach dem kosmischen Gesetz ein, sondern halten uns an die Sonne und richten nach ihr unsere Uhren bei der Kontrolle, deren auch die beste Uhr bedarf, um gleichmäßige Zeitabschnitte anzuzeigen.

Alle Uhren eines Landes richten sich nach dessen Sternwarte, und die öffentlichen unter ihnen erhalten von dieser telegraphisch, an manchen Orten auch durch einen Schuß oder einen Zeitball die genaue Mittagszeit angegeben. Die Sternwarte aber richtet sich nach der großen Himmelsuhr der Sterne, als der einzigen, die richtig geht.

Wir haben kein anderes Mittel, um die Zeit zu messen, als die Geschwindigkeit, die sich in der Bewegung der Gestirne ausdrückt. Ein Stern, der im Laufe einer Nacht über den Himmel wandelt, ist dem Astronomen ein Uhrzeiger an dem Ziffernblatt des Firmaments. Um die Zeit abzulesen zu können, hat der Sternforscher sich freilich erst eine gedachte Hilfslinie, den Meridian, schaffen müssen, der die Nord-Südlinie festlegt. Die Zeit, die ein Stern braucht, um im Verhältnis zu dieser Linie auf denselben Punkt zurückzukehren, auf dem er war, nennt man einen Sterntag, und dieser ist das einzige sich gleichbleibende Interball auf Erden. An ihm kontrolliert die Sternwarte den Gang der Uhr und nach ihm forrigiert sie deren Fehler. Trotzdem aber richtet sich das bürgerliche Leben nicht nach ihm, sondern nach dem Sonnentag, und daraus entsteht die Differenz zwischen dem wirklichen und dem bürgerlichen Jahr, die wir alle vier Jahre durch das Einschleichen eines Schalttages auszugleichen trachten. Dabei begibt man freilich, weil die Differenz in diesem Zeitraum noch kein ganzer Tag ist, wieder einen Fehler. Dieser Fehler wird dadurch forrigiert, daß man alle 400 Jahre drei Schalttage wegläßt, auch im Jahre 1582 einfach 10 Tage aus dem Kalender strich.

Natürlich fragt man sich bei dieser Sachlage sofort, warum man sich dann lieber nicht allein nur an den Sonnentag hält? Weil dieser nicht jeden Tag gleich lang ist. Die Erdbahn um die Sonne ist kein Kreis, sondern eine Ellipse; daher braucht die Erde bald längere, bald kürzere Zeit, um einen „Tag“ hervorzubringen. Der Sonnentag ist am 11. Februar um 14,5 Minuten, am 26. Juli um 6 Minuten, am 14. Mai um 4 Minuten kürzer als diese Frist. Gleich ist nur der Sternentag, weshalb sich alle Rechnung und alle Uhren nur nach ihm richten können.

Die „Unzuverlässigkeit“ der Sonnenuhr bringt uns aber wieder in eine merkwürdige Lage. Wir müssen nun die Tageslänge fälschen, indem wir sie willkürlich jeden Tag auf genau 86 400 Sekunden (gleich 24 mal 60 mal 60 Intervalle) festsetzen. Es entsteht zwischen dieser vom bürgerlichen Leben geforderten „mittleren Zeit“ und der wissenschaftlich zu Sternberechnungen allein brauchbaren „astronomischen Zeit“ ein Unterschied, den der Astronom mühsam in Tabellen berechnet und bei allen seinen Arbeiten in Betracht ziehen muß, will er nicht in die größten Irrtümer und in heillose Verwirrung geraten. Diese „Zeitgleichung“ findet man denn daher auch in allen besseren, unbedingt in jedem astronomischen Kalender angegeben.

Es ist also eine fromme Täuschung, genau nach der Sekunde des Jahresanfanges zu spähen, und kein Fest als der Jahreswende hat mehr Anspruch darauf, nur als ein Bedürfnis des täglichen Handels und Wandels betrachtet zu werden, für das in den Ewigkeitswerten des Weltalls aber auch gar keine Stütze sich findet.

### Kleines feuilleton.

#### Literarisches.

**Gesamtausgaben.** Unsere Verleger haben eingesehen, daß man billige Ausgaben der erfolgreichen Schriftsteller veranstalten muß, um damit in breite Kreise zu dringen. Zuerst und solange es geht, wird die Literatur zu hohen Preisen getrieben; dann, wenn man neue Schichten dafür zu gewinnen sucht, macht man billigere

Ausgaben und schließlich wendet man sich gar mit vollstimmlichen Preisen an die breite Masse. Dieses Prinzip hat unter unseren Literaturverlegern am konsequentesten S. Fischer durchgeführt. Den preiswerten Gesamtausgaben Ibsens, Björnsons, Schnitzlers hat er unmittelbar nach G. Hauptmanns fünfzigstem Geburtstag Hauptmanns gesammelte Werke in einer sogenannten Volksausgabe folgen lassen. Sie umfaßt alles, was Hauptmann geschrieben: 22 Dramen in chronologischer Folge, die zwei Novellen, die beiden Romane (Emanuel Quint und Atlantis) und den griechischen Frühling. Die sechs ordentlich gedruckten, in gelbes Leinen gebundenen Bände kosten 20 M. Es ist sicher eine buchhändlerische Tat, die Werke eines Lebenden zu einem solchen Preis herauszugeben; und gewiß werden unsere Bibliotheken die Gelegenheit benutzen. Kosten doch ein halb Dutzend Einzelausgaben von Hauptmanns Dramen soviel wie das gesamte Werk. Und selbst wenn man den größten Teil der späteren Hauptmann-Dramen ohne weiteres preisgeben und seinen jüngsten Roman Atlantis in die bloße Unterhaltungsliteratur (mit der Senzation eines Schiffsuntergangs) rechnen will, bleibt doch genug des dauernd Wertvollen. Sicher ist Hauptmann nicht der proletarische Dichter geworden, auf den mancher irrümlicherweise nach den Sturm- und Drangwerken seiner ersten Zeit gehofft hatte. „Vor Sonnenaufgang“ und „Die Weber“ sind ohne Nachfolge und Steigerung geblieben. Auch als der Erfüller der naturalistischen Bewegung hat sich der Dichter des Mitleids nicht erwiesen. Das zeigen schon die Stilwandlungen und die Flucht in die Vergangenheit, in der er immer wieder Anlehnung gesucht hat. Der unvergleichliche Beobachter, der eminente Fisieler des Alltags hat dieser wirren, zerrissenen, ganz atomisierten bürgerlichen Welt kein fester Gestalter, vorausschreitender Weltanschauungsdichter werden können, wie sie eine Klasse eben nur in ihrem Aufstieg hervorbringt.

Theodor Storms Werke werden 1919 frei. Glücklicherweise hat der Verleger der Gesamtausgabe (George Westermann in Braunschweig) schon jetzt diese Schätze deutscher Erzählerkunst und Lyrik einem größeren Kreise von Volksgenossen erschlossen, indem er eine neue, alles umfassende Ausgabe von fünf grauen Leinenbänden zu dem verhältnismäßig geringen Preise von 15 M. veranstaltet. Die Anordnung ist dieselbe wie in den früheren Ausgaben, eine rein chronologische hätten wir vorgezogen, obwohl ja Storm ein Meister seines Faches von Anfang ist und der Uebergang von der romantischen zur realistischen Novelle wohl die allgemeine Richtungslinie andeutet, aber im einzelnen nicht konsequent verläuft. Unsere Leser haben jetzt eben an einer der besten Erzählungen Storms erproben können, welsch ein Meister der Form und des Gehalts da am Werke ist. Storms Welt ist scheinbar eng und klein. Aber wie weiß er ihr das Tiefenstliche abzugewinnen. Wie küßn pakt er die Probleme an, z. B. in der Novelle „Ein Bekentnis“ (ein Arzt hilft seiner treubstranten Frau zum Tode — und entdeckt nachher, daß Rettung möglich war) oder in dem sozial empfundenen „Doppelgänger“. Die Kunst des Erzählens handhabt Storm wie selten ein Deutscher. Keine breite Malerei und doch die intimste Stimmung (meist verhaltene, tragische), die Gestalten voll Kontur und die Begebenheit balladenhaft gedrängt. Der Erzähler Storm (von dem Lyriker soll gar nicht erst die Rede sein: er ist der feinsten einer) gehört in jede unserer Bibliotheken.

#### Astronomisches.

Ist der Weltraum leer? Professor Widing, der Leiter der Harbardssternwarte, der eine erstaunliche Fruchtbarkeit an ideenreichen Untersuchungen und Veröffentlichungen beweist, hat jetzt vor der Britischen Astronomischen Gesellschaft wieder eine merkwürdige Arbeit erörtert. Er beschäftigt sich darin mit der an sich schon alten Frage, ob der Weltraum, wie er sich zwischen den Himmelskörpern ausdehnt, leer ist oder nicht. Er neigt zu der Annahme der zweiten Möglichkeit, und zwar stellt er sich diesen Raum mit einem Gas erfüllt vor, das eine besondere Fähigkeit besitzt, das Licht zu verschlucken. Dies Gas soll aber nicht dasselbe sein wie der sogenannte Äther, den schon frühere Theorien als Ausfüllung des Weltraums bezeichnet haben, um die Fortpflanzung der Schwingungen der Wärme, des Lichts und anderer Energieformen von einem Weltkörper zum anderen zu erklären. Professor Widing meint insbesondere, daß solche Gase ständig von der Sonne und anderen Sternen in den Weltraum hinausgeschleudert werden und dort an den Bewegungen des Äthers selbst, dessen Vorhandensein auch Widing nicht leugnen will, teilnehmen. Die Kometen, die ohne Zweifel aus überaus feinen Stoffen zusammengesetzt sind, wären diejenigen Körper des Weltalls, die diesen Gasen am nächsten stehen und auch am ehesten durch eine Reibung mit ihnen aufgehalten werden müßten. Ein solches „widerstehendes Medium“, das die Bewegung von Himmelskörpern zu hemmen geeignet wäre, ist auch schon von anderen Forschern vermutet worden. Widing hat nun die Untersuchung in Angriff genommen, an der Bahn des Kometen das tatsächliche Vorhandensein dieser geantten Ausfüllung des Weltalls nachzuweisen, und er glaubt versichern zu dürfen, daß ihm dies schwierige Unternehmen gelungen sei. Andere Astronomen haben an seine Berechnungen und Folgerungen noch manche Bedenken geäußert, aber sie geben zu, daß die Arbeiten von Professor Widing die Wahrscheinlichkeit des Schlusses auf eine derartige Erfüllung des Weltraums vermehrt haben.